

„Hundertprozentige“ Amerikaner

Boston

Ein ganz bestimmtes Vorstellungsbild ist mit dem Wort Amerika verknüpft: „Wolkenkratzer, ungezählte Autos, atemlos hinter dem Dollar hastende Männer und auffällig geschminkte Frauen.“ Aber das ist nur ein Amerika. Es gibt — ja, wie viele „Amerikas“ gibt es? Zwei, drei, vier? Oder ebenso viele Dutzend? Zählt man die „Gettos“ der Einwanderer, die geschlossenen Siedlungen der Italiener, Polen, Griechen, Bulgaren, Tschechen, Kroaten, Slowaken, Ungarn, Türken, Armenier usw. usw. mit, so kommt man auf an die hundert verschiedene „Amerikas“. Aber die sind gar nicht darunter gemeint; denn sie sind ja noch halb Europa, noch nicht aufgesogen und angeglichen. Unter „Amerika“ soll nur das an Siedlung und Lebensform verstanden werden, was seit zwei bis drei Jahrhunderten auf amerikanischem Boden besteht. Das ist für Amerika eine unvorstellbar lange Zeit; denn als Staat ist es ja erst anderthalb Jahrhunderte alt, und als Siedlung

besteht es kaum mehr als doppelt so lange. Nach der Schmelztiegeltheorie entsteht in ein bis zwei Generationen ein hundertprozentiger Amerikaner, also dürfte es unter den Nachkommen jener, die vor zwei bis drei Jahrhunderten einwanderten, nur ein Amerika geben. Und doch gibt es selbst hier im eigentlichen Amerika, in dem Gebiet der ursprünglich dreizehn Kolonien, und zwar in den Kreisen der ältesten Siedler — von den späteren Einwanderern ganz abgesehen — so viele verschiedene Amerikas, daß man den typischen Amerikaner vergeblich sucht, ja, daß man überhaupt an seiner Existenz zweifelt.

Diese Gedanken kommen mir ausgerechnet in einem Kreis von Menschen, die davon durchdrungen sind, die typischen, die hundertprozentigen, die ausschließlichen Amerikaner zu sein. Und haben sie nicht recht? Da ist keiner unter ihnen, dessen Vorfahren nicht mit der „Mayflower“ gekommen wären oder doch so ungefähr. Es ist beste Gesellschaft, älteste Aristokratie, die zu der Dinnerparty in dem Hause zwischen dem Boston Common und dem Charles River zusammengekommen ist, in diesem ältesten Teil jener Stadt, die sich nicht mit Unrecht die Wiege Amerikas nennt.

Meine Tischdame stammt tatsächlich einwandfrei nachweisbar von den Mayflowerpassagieren ab. Aber ist sie darum nun die typische Amerikanerin? Ihr Englisch ist sehr viel englischer als das meiner Chikagoer Freunde. Oberhaupt erinnern der ganze Stil des Hauses, die Tischsitten, die Art der Unterhaltung, die Denkweise in vielem an England. Aber ist das alles deshalb nun besonders typisch amerikanisch oder nicht eher das Gegenteil? Meine Chikagoer Freunde würden jedenfalls letzterer Ansicht sein. Mag man ihre Sprechweise in London und selbst in Boston „Chicago Slang“ nennen, so halten sie es doch für das korrekte Amerikanisch. Aber im Grunde leiden sie unter dem gleichen Vorurteil wie die Bostoner, indem sie wähnen, es gäbe nur ein bestimmtes typisches Amerika, das von dem Datum der Einwanderung abhängig ist. In Chicago kann man freilich nicht mit Pilgerväter-Ahnen und der May-

flower prunken; denn die ganze Stadt ist ja wenig über hundert Jahre alt. Also sagt man: „Ich bin ein typischer Amerikaner. Meine Leute kamen bereits vor dem Sezessionskrieg in dies Land!“ Und damit meint man um ein Vielfaches amerikanischer zu sein als jene, die erst nach dem Bürgerkrieg kamen, nicht zu reden von denen, die erst um die Jahrhundertwende oder gar in der Nachkriegszeit einwanderten, und die glattweg „aliens“ sind, „Fremde“, Ausländer, die man nach der Ansicht vieler „typischer Amerikaner“ am besten glattweg wieder deportierte, da sie den richtigen Amerikanern nur die „Jobs“ wegnehmen.

Aber wenn von dem typischen Amerika die Rede ist, wollen wir diese „frisch Zugereisten“ ja von vornherein aus dem Spiel lassen, mag es sich auch um eine recht erkleckliche Anzahl von Millionen handeln. Doch von den anderen, den früheren, wer ist da nun typisch amerikanisch? Wo liegt die zeitliche Grenze? Beim Sezessionskrieg? Der Revolution? Oder muß man tatsächlich bis zu den Nachkommen der Pilgerväter zurückgehen, um den wahren Amerikaner zu finden? Nun, gerade die Bekanntschaft mit diesen ältesten und ihrer Überzeugung nach echtsten, ja einzig wahren Amerikanern zeigte mir, daß es den typischen Amerikaner nicht gibt. Selbst diese ältesten Amerikaner tragen unverkennbar und unverlierbar ihr europäisches Erbe an sich. Das gilt von dem britischen Erbgut meiner Bostoner Tischdame genau so wie von dem deutschen meiner pennsylvanischen Freunde oder dem irischen, holländischen, italienischen, polnischen so vieler meiner sonstigen Bekannten, die sich sämtlich für typische Amerikaner halten.

Das Abhängigmachen des Amerikanertums vom Datum der Einwanderung war der Trick der englischen Puritaner; ihr Glück war, daß die Spätergekommenen darauf reinfielen. So wahrten sie ihre Prioritätsrechte und damit ihren Führungsanspruch, und so wurden die Vereinigten Staaten „angelsächsisch“. Allerdings kam hinzu, daß die Pilgerväter in den Neu-England-Staaten die stärkste geistige Macht darstellten und den entschlossensten Willen mitbrachten, ihre Vorstellung von

Amerika auf dem ganzen Kontinent durchzusetzen und sie allen weiteren Einwanderergenerationen aufzuzwingen. Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß Amerika bis zum heutigen Tage eine längere Zeitspanne britische Kolonie war als ein selbständiger amerikanischer Staat. Englische Sprache, britisches Recht, Sitte und Gepflogenheiten hatten also Zeit, sich einzuwurzeln. Daher ist es nicht einmal so verwunderlich, daß die Vereinigten Staaten „angelsächsisch“ wurden, obgleich die Hälfte ihrer Bevölkerung nichtbritischen Bluts ist. Aber damit ist die Frage nach dem typischen hundertprozentigen Amerikaner nicht gelöst. Solange man an die Macht der „Erziehung“ glaubte, an die Angleichungskraft des „Milieus“, konnte man den angelsächsischen Amerikaner als den hundertprozentigen und damit als das Vorbild aufstellen. Diese Annahme wirkt ja auch insofern noch bis auf den heutigen Tag nach, als nichtbritische Einwanderer von schwachem Charakter und geringerem völkischen Bewußtsein heute noch glauben, der Weg zum wahren Amerikanertum und damit zum Erfolg führe über das möglichst rasche Vergessen der Muttersprache und des gesamten aus der alten Heimat mitgebrachten Kulturguts. Daß dieser Weg nicht zum Ziele führt, weder für den einzelnen noch für die Gesamtheit, wird seit einiger Zeit immer deutlicher. Im Grunde kann es auch gar nicht anders sein. Die Millionen Einwanderer — allein im Verlauf der letzten hundert Jahre über 30 Millionen — fanden ja bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat keine festgefügte, klare, in sich abgeschlossene Kultur vor, die sie hätten übernehmen können. So nützte ihnen alle Bereitschaft, sich einzugliedern und anzugleichen, nichts. Was sie übernehmen konnten, war eine gemeinsame Sprache und ein Maß von Sitte, Gewohnheiten und Geschäftsgebräuchen, die den glatten Ablauf des äußerlichen Lebens regelten. Deshalb blieben sie im Grunde trotzdem Europäer, Afrikaner oder Asiaten, bestenfalls amerikanisierte. Ihr Wesentlichstes, ihre Seele, ihre Kultur, ihr Glaube blieb der der alten Heimat. Das gilt von den neuenglischen Puritanern

in genau dem gleichen Maße wie von den pennsylvanischen Mennoniten. Die einen blieben ihrem innersten Wesen nach Briten, die andern Deutsche.

Wenn aber bereits im Gebiet der ursprünglichen dreizehn Kolonien, also im ältesten Amerika, derartige Unterschiede vorkommen, so sind sie erst recht im riesigen Gebiet des neuen, im Süden, Mittelwesten und Fernen Westen. Hier tritt zu der Unterscheidung nach der Herkunft, also nach der Rasse, noch die zweite nach dem Raum hinzu. Daß die Vereinigten Staaten von Amerika ein Kontinent sind, erkennt man am klarsten an der örtlichen Eigenart ihrer Bewohner in ihrem Denken und Fühlen. Wie groß diese ist, beweist ein Versuch der Zeitschrift „Fortune“. Diese sucht alle Vierteljahr die öffentliche Meinung Amerikas in bestimmten Fragen zu erfassen. Sie erstrecken sich über alle Gebiete des Lebens, von dem Streit um den Obersten Gerichtshof oder dem Kriegseintritt bis zur doppelten Moral und der Zweckmäßigkeit von ans Auto gehängten Wohnwagen. Die Fragen werden nicht etwa der gesamten Leserschaft vorgelegt, sondern nur einem ganz bestimmten Kreis von etlichen tausend über die ganze Union verteilten Männern und Frauen, der nach Wohnort, Beruf, Vermögenslage und dergleichen genau der Bevölkerungsschichtung der Vereinigten Staaten entspricht. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die Ansichten nicht so sehr nach Klassen abweichen als nach Gegenden. Wie weit diese für die einzelnen Teile der Union typischen Urteile durch den Raum, wie weit durch die Rasse bestimmt werden, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. Einzelne Staaten sind stark rassisch bestimmt, Arizona und Neu-Mexiko spanisch, Louisiana französisch, Wisconsin und Norddakota deutsch, Minnesota skandinavisch. Andere sind überaus gemischt. Wahrscheinlich spielt beides mit, Rasse wie Raum.

Das bedeutet also, daß für die Gegenwart die Suche nach dem typischen Amerikaner hoffnungslos ist. Entweder gibt es überhaupt keinen typischen Amerikaner, oder alle sind es,

einerlei, ob ihre Vorfahren vor dreihundert Jahren einwanderten, vor hundert oder erst gestern. Von weltweisem Blickpunkt aus betrachtet sind sie alle noch Einwanderer, alle noch mit dem blutmäßigen Erbe ihrer Herkunft behaftet. Für die Zukunft aber zeigt sich die Lösung. In einem bis zwei Jahrtausenden mögen die Formkräfte des Raums zusammen mit den gegebenen Faktoren der Rasse einen neuen Menschen schaffen, den Amerikaner! Bis dahin aber werden die Spannungen im Blut der auf amerikanischem Boden lebenden Menschen noch zu manchen Krisen und Katastrophen führen.